

Rede zur Eröffnung der Ausstellung

Nordisch weit

am 9. Februar 2025 im Overbeck-Museum

gehalten von Dr. Katja Pourshirazi

Sehr geehrte Damen und Herren,

liebe Freundinnen und Freunde des Overbeck-Museums,

liebe Lena Carstens, liebe Martina Tams,

herzlich willkommen zur Eröffnung der Ausstellung „Nordisch weit“!

Was sagt uns dieser Titel? Er klingt möglicherweise im ersten Moment ein bisschen vage und unbestimmt, so als grenze er das Thema nicht ein, sondern weite es aus. Als öffne er eine Tür, hinter der sich ein weites Feld auftut mit unendlich vielen Möglichkeiten. „Nordisch weit“ bringt zwar das Thema dieser Ausstellung auf den Punkt, dehnt aber diesen Punkt aus zu einer Linie, die sich ausstreckt wie ein Horizont und unseren Assoziationen viel Raum lässt. Man könnte vielleicht sagen, der Titel dieser Ausstellung bringt das Thema nicht auf den Punkt, sondern auf den Horizont.

Und ist „nordisch“ und „weit“ nicht sowieso beinahe dasselbe? Lässt sich der Norden ohne Weite überhaupt denken? Wenn wir ehrlich sind: kaum. Probieren Sie mal den Umkehrschluss: die Enge des Nordens. Passt irgendwie nicht. Aber natürlich gibt es auch südliche Weiten, und das nicht zu knapp, zumindest wenn wir über Deutschland hinaus denken. Den Südpazifik zum Beispiel, der ja an Weite kaum zu überbieten ist. Die schier unendliche Weite der Sahara, des australischen Outbacks oder Patagoniens. Von der Antarktis gar nicht zu reden.

Sage keiner, im Süden gebe es keine Weite. Aber sie ist meist so anders in den Farben, in der Stimmung und in ihrem Wesen als die Weite des Nordens, um die es hier gehen soll. Wenn wir „nordisch weit“ hören, wissen wir, was gemeint ist. Wir denken an raue, karge und reduzierte Landschaften mit wenigen Farben, diese aber in unendlich vielen Abstufungen. Wir denken an silbriges, kühles Licht und an wetterfeste Kleidung.

Für uns in Norddeutschland gehören die Weite und der Norden jedenfalls fest zusammen, und ich war ein bisschen beleidigt, als vor Jahren Freunde meiner Eltern aus Süddeutschland bei uns zu Besuch waren und nach einem Spaziergang durch das Teufelsmoor ernüchtert sagten: „Tja, bei euch kann man zwar weit gucken, aber man sieht nichts!“ Natürlich sieht man was, wollte ich da empört antworten: Weite! Man sieht die Weite, die man bei euch nicht sehen kann, weil ja immer überall ein Berg im Weg steht!

Allerdings, da hatten die Freunde meiner Eltern recht, ist Weite in erster Linie die Abwesenheit von etwas. Je weniger von anderem da ist, desto mehr Weite gibt es. Das ist paradox. Einerseits ist Weite ein fester Bestandteil nordischer Landschaften – andererseits ist sie kein Element wie ein Baum oder Felsen, Berg oder Fjord. Sie ist das, was sich einstellt, wenn all diese anderen Bestandteile weniger werden und zurücktreten. Dann entsteht Raum, und dieser Raum füllt sich mit Weite.

Weite ist also nicht nichts – aber sie ist ein „weniger“. Weniger, was den Blick begrenzt oder einengt. Weniger, was ihn hält. Unser Blick bleibt in der Weite an nichts hängen, er kann frei umherschweifen und unsere Gedanken gleich mit. Wir kommen ins Träumen und Nachdenken. Weite ist wie ein Spiegel: Wo nicht viel ist, was wir anschauen können, sehen wir immer auch uns selbst. Wer wir

eigentlich sind, wenn wir nicht bestimmt sind von dem, was uns umgibt. Wer wir sein könnten, wenn um uns herum mehr Raum wäre.

Weite ist verbunden mit Selbsterkenntnis, mit Offenheit und Freiheit. Daran merken wir, dass das Weniger, das die Weite erst ermöglicht, keine Leere ist, kein Verzicht, kein Verlust von etwas, sondern vielmehr ein Geschenk.

So empfindet es auch der Maler Fritz Overbeck, als er zum ersten Mal am Meer steht. Am 8. September 1903, kurz nach seiner Ankunft auf Sylt, schreibt er an seine Frau Hermine Overbeck-Rohte:

Mein lieber Schatz!

Ebenso primitiv und gemütlich wie meine Wohnung ist auch mein Schreibmaterial. Ich nehme die ersten besten Skizzenbuchblätter, um auf Deine Karte zu antworten [...]. Hier ist es also ganz wundervoll; vom ersten Moment fand ich Gefallen an dieser großen einfachen Landschaft, der ich mich innerlich so verwandt fühle, und dieses Gefallen hat sich seitdem nur gesteigert. Die See war während der Fahrt ganz ruhig und auch die ersten 2 Tage hier; gestern und besonders heute aber war tüchtiger Seegang. Einen der großartigsten Eindrücke, die ich überhaupt erlebt habe, hatte ich gestern Abend vom Strande, als der Mond auf das bewegte Meer schien. Wie Gespenster tauchten aus der schwarzgrünen Dunkelheit des Wassers die weißen Schaumkämme der Wellen auf. Es war einfach hinreißend. Alles und jedes ist hier groß, prachtvoll in den Linien; die Dünen, die wie ein erstarrtes Meer wirken; der Strand, der sich endlos hinzieht, das Meer, ob es nun ruhig oder bewegt ist, die weite Heidefläche im Inneren der Insel, die Bauart der Häuser, obschon sie räumlich nur klein sind, kurz alles. Es ist schon alles auf die denkbar größte Einfachheit zurückgeführt; nichts Unwesentliches stört die Stimmung.

Die *denkbar größte Einfachheit* – das ist es, was Fritz Overbeck in der Nordseelandschaft auf Sylt, am nördlichsten Punkt Deutschlands, sucht und findet, und was er auch in seinen Zeichnungen und Gemälden wiederzugeben sucht. Selbst die Ferienwohnung, und sogar das Briefpapier darf dann ruhig ein bisschen primitiv sein – denn dass man weniger vom Vertrauten und von seinen alltäglichen Annehmlichkeiten um sich hat, das öffnet erst den Blick für das Eigentliche: *nichts Unwesentliches stört die Stimmung*.

Dazu müsste man jetzt wissen, was in unserem Leben eigentlich wesentlich ist. Angesichts der Weite nordischer Landschaften ahnen wir: nicht viel. All das, was in unserem Alltag so wichtig und geradezu unerlässlich erscheint, was uns täglich beschäftigt und unsere Zeit raubt und unsere Aufmerksamkeit bindet, das wird, wenn man am Meer steht, ganz unwichtig. Man braucht es nicht. Es stört die Stimmung.

Fritz Overbeck hätte auch schreiben können: *Nichts Unwesentliches stört die Weite. Strand, Meer, Horizont – mehr braucht es nicht. Wenige Linien, wenige Farben und viel Fläche – daraus bauen sich die meisten seiner Nordseebilder auf.* Seinen so begeistert beschriebenen Eindruck vom abendlichen Strand, wenn *der Mond auf das bewegte Meer scheint und die Schaumkämme der Wellen wie Gespenster aus der schwarzgrünen Dunkelheit auftauchen*, können Sie in dieser Ausstellung selbst nachvollziehen, wenn Sie sich das Gemälde „Dämmerung an der Küste“ anschauen. Vier Flächen – Strand, Dünen, Meer und Himmel – und darüber der Mond, das ist alles, was Sie sehen. Es genügt, um Ihnen das Gefühl zu geben, Sie stehen am Meer. Noch deutlicher sehen Sie das an dem kleineren, unfertigen Bild „Strand mit Düne und Brandung“ direkt daneben. Es besteht nur aus wenigen Pinselstrichen, der Großteil der Bildfläche ist gar nicht bemalt, Fritz Overbeck hat die Studie nie fertig gestellt. Aber diese wenigen Pinselstriche auf kleiner Fläche reichen: Strand, Dünen, Meer und Himmel treffen sich in einem

einigen Punkt in der Ferne. Sobald Sie dieses Fragment von einem Bild länger anschauen, spüren Sie die Weite im ganzen Körper.

Fritz Overbeck ist unermüdlich, er malt und zeichnet von morgens bis abends während seiner insgesamt drei Studienaufenthalte auf Sylt. *Ich bin auch fleißig und habe seit letztem Montag 12 Studien gemalt*, schreibt er stolz an seine Frau. Er malt die Dünen, den Strand und immer wieder das Meer. Die *große einfache Landschaft*. Dabei stößt er allerdings auch an seine Grenzen, wie er im selben Brief – etwas kleinlaut – berichtet:

Das Studium der Brandung ist sehr interessant, aber schwer. Es geht mir damit, wie Dir mit den großen wolkigen Lüften; ich werde unruhig bei diesem beständigen Wechsel. Auch hierbei ist es das erste, in den Charakter einzudringen, die Erscheinung gewissermaßen wissenschaftlich zu analysieren. Ganz köstlich ist dieses Schillern, das besonders bei heiterer blauer Luft auf dem Wasser liegt. Leider eignen sich die Pappen schlecht, dies wiederzugeben, weil die Farbe darauf zu leicht etwas Stumpfes bekommt.

Letzteres können Sie sehen, wenn Sie sich im Großen Saal die beiden Bilder mit dem Titel „Morgen am Strande“ anschauen. Die kleinformatige Studie, die Fritz Overbeck direkt am Strand von Sylt auf Malpappe anfertigte, ist in der Tat etwas stumpfer in den Farben, weil der Karton die Farbe zu stark aufsaugt – auf dem viel größeren Leinwandgemälde, das er später zuhause in seinem Atelier malte, kann er das Schillern und Glitzern des Wassers im Sonnenlicht dann deutlich besser herausarbeiten.

Hermine Overbeck-Rohte übrigens, das sei nicht verschwiegen, hat bei ihren Bildern von den Nordseeinseln Sylt und Föhr einen ganz anderen Fokus. Sie malt vor allem die reetgedeckten kleinen Friesenhäuser im Inneren der Insel, dahinter scheint zwar auch mal das Meer auf, aber nur ausschnitthaft. Wenn man bei ihr

Wasser sieht, dann ist es meistens irgendein Tümpel im Binnenland. Auch die Dünen malt sie – aber der Strand und die Brandung werden bei ihr kein einziges Mal zum Hauptmotiv. Sie steht in der gleichen Landschaft wie ihr Mann, aber sie sucht und findet etwas ganz anderes. Auch das ist ein Wesensmerkmal von Weite: dass jede und jeder etwas anderes darin sehen kann. Als ob die Weite jedes Mal ein bisschen anders antwortet auf die ganz persönliche Frage, die wir ihr leise stellen. Was für eine Landschaft bist du? Und wer bin ich?

Schon beim Ausstellungstitel „Nordisch weit“ haben wir vermutlich alle ein Bild im Kopf, aber jeder von uns ein anderes, sei es von Mooren oder Feldern, von Strand oder Meer, sei es die Erinnerung an eine Urlaubsreise oder ein Bild aus Kindertagen, ein Stück Heimat oder ein Stück Abenteuer. Es gibt nicht nur eine Weite, sondern unendlich viele – so viele wie es Augenblicke und Menschen an unterschiedlichen Orten gibt. Die Weite wandelt sich von Mal zu Mal und entsteht immer wieder neu.

Wie definiert, wie beschreibt man Weite? Der englische Schriftsteller Robert Macfarlane versucht es in seinem Buch „Karte der Wildnis“ im Hinblick auf die englische Küstenlandschaft so:

Dort wohnen keine Menschen, und das Einzige, was sich auf den Hunderten von Morgen grauer Landschaft bewegt, sind Hasen, Habichte und der Meereswind. [Diese Landschaften] bilden sich durch das Wirken der Gezeiten, der Strömungen und der jahreszeitlichen Stürme. Wie Sanddünen sind sie langsam und stetig auf der Wanderschaft und ändern unablässig ihre Form, [...] bilden eindrucksvolle Oberflächenstrukturen. [Hier] tritt das Land permanent Gebiete an die See ab oder streckt sich in sie hinein. Die ständige Unrast dieser Küstenstriche, das Ringen zwischen Festem und Flüssigem, hat etwas Unheimliches an sich.

(Robert Macfarlane, Karte der Wildnis, S. 221f.)

Die sturmdurchtoste Leere, die Landschaft in Bewegung, die eindrucksvollen Oberflächenstrukturen – das alles finden wir in den Bildern von **Lena Carstens**. Wenn wir vor ihrem großen, fast leeren Gemälde „Sandsturm“ stehen, haben wir das Gefühl, der starke Wind bläst uns gleich mit über den Strand. Fast stemmen wir uns schon mit dem Rücken dagegen, um nicht umzufallen. Aber auch der Blick über das Watt oder auf die vom Wind geformten Kämme der Dünen entwickelt in den Bildern von Lena Carstens eine Sogwirkung. Ihre Landschaften zeigen eigentlich immer Spuren von Wind oder Strömung. In ihren Werken ist „Norden“ kein Ort, sondern eine Richtung, in die es einen zieht. Besonders stark vielleicht in dem Gemälde mit dem sprechenden Titel „Hope“ („Hoffnung“), in dem die Künstlerin das Meer aus einer ganz ungewöhnlichen Perspektive zeigt: unter einem Steg am Strand stehend, sodass der Himmel von Holzplanken verdeckt ist, die Seiten von Pfählen verstellt – und doch, oder erst recht, ist da diese Weite, der Horizont, der sich durch die Holzkonstruktion förmlich hereindrängt. Licht und Weite fluten auf den Strand wie das auflaufende Wasser. Und selbst die ja doch recht triste, graue Uferbefestigung am Deich von Lemwerder entwickelt in ihrem Gemälde „Winter Walk“ („Winterspaziergang“), einen Sog in die Ferne: Der Blick bis zum Horizont, die Biegung des Flusses – da bekommt selbst der einfallslos asphaltierte Weg etwas Verheißungsvolles. Wo führt er hin? Was erwartet uns? Das ganze Bild scheint nur aus Richtung zu bestehen. Als sei es die in Farbe gegossene Sehnsucht.

Landschaften, die dem Wind und dem Meer ausgesetzt sind, ändern ihre Gestalt täglich, stündlich. Ebbe und Flut, Windrichtung und Wetter bestimmen, was wir sehen. Lena Carstens zeigt uns in ihren Werken nicht nur die Landschaft als Ganzes, den Blick in die Weite, sondern sie richtet ihr Augenmerk auch auf die besonderen Oberflächen und Strukturen, die am Meer entstehen. Muscheln, Korallen, Seepocken oder einfach nur die Luftblasen und -bläschen im stetig

anbrandenden Wasser. Aber was heißt da „nur“? Wer sich in diese akribischen Zeichnungen vertieft, kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Nicht nur, dass ihre Wirklichkeitstreue atemberaubend ist und wir uns immer wieder neu vergewissern müssen, dass es kein Foto ist, das wir da sehen. Vor allem aber wird uns an diesen Zeichnungen bewusst, dass keine zwei Luftbläschen identisch sind. Nicht zwei, bei all den unzähligen, die sich in einer einzigen anbrandenden Welle befinden, und das nur in diesem einen Augenblick, nur an dieser einen Stelle. Das Bild ist ja nur ein Ausschnitt, und es gibt keine Zahl, die erfassen könnte, wie viele Luftblasen und -bläschen gerade jetzt, in diesem Moment, an allen Stränden der Weltmeere zu sehen wären, und dazu kämen dann noch all die in der Vergangenheit und in der Zukunft – und jede von ihnen ist einmalig. Was für ein unvorstellbarer Reichtum an Form und Schönheit! „Wenn keiner von Milliarden Steinen einem andern gleicht, warum hab' ich dann Zweifel an meiner Einzigartigkeit?“, singt Andreas Bourani. Vielleicht zweifeln wir an uns, weil wir diesen Reichtum in der Natur allzu oft übersehen. Wir geben uns vorschnell zufrieden, sobald wir benennen können, was wir sehen – Wasser, Meer, Welle – und bringen nicht die Geduld auf, die Dinge im Detail wirklich wahrzunehmen. Erst indem Lena Carstens einem so vertrauten und beiläufigen Ausschnitt wie dem Wasser ihre Aufmerksamkeit schenkt und jede einzelne kleine Luftblase mit der gleichen Akribie und Hingabe malt und dabei keinen Quadratzentimeter weniger wichtig nimmt als einen anderen – erst dadurch begreifen wir, was Vielfalt in der Natur eigentlich bedeutet. Und dass auch wir ein winzig kleiner Teil dieser Vielfalt sind. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Auch das ist Weite – die Vielfalt aller Formen und Farben auf dieser Welt. Und diese Weite verschlägt uns, wenn wir uns ihr wirklich stellen, allemal die Sprache.

Martina Tams geht das Thema Landschaft von der Farbe her an, manchmal auch von der Linie, von der Bewegung aus. „Poesie der Bewegung“ heißt eines ihrer Bilder, das mit seiner gestischen Tuschezeichnung auf Acrylfarbe beinahe an Kalligraphie erinnert, und doch ist man geneigt, eine Landschaft darin zu sehen, Hügel, einen Horizont, Himmel. Nahezu abstrakt sind viele ihrer Bilder, aber dabei immer von der Natur inspiriert. Das ist kein Widerspruch, denn jede Landschaft trägt ein gewisses Maß an Abstraktion immer schon in sich. Linie, Fläche, Struktur – daraus entsteht vor unseren Augen Landschaft. Sie sehen es an den kleinen Bildserien „Bruchstücke“ und „Im Vorübergehen“ von Martina Tams. Strukturen auch hier, aber ganz anders als bei Lena Carstens. Geradezu haptisch, zum Teil in die Farbe gekratzt. Man möchte sie anfassen – und ich sage gleich dazu: Das dürfen Sie leider nicht! Aber diese Bilder sprechen nicht nur unsere Augen, sondern alle unsere Sinne an, sie sind auf faszinierende Weise gegenständlich und abstrakt zugleich.

In einem Gemälde mit dem sprechenden Titel „Kommen – Gehen – Bleiben“ widmet sich Martina Tams dem gleichen Thema wie Lena Carstens in ihren Zeichnungen vom Meeresschaum, aber auf eine völlig andere Weise. Was geschieht, wenn eine Welle kommt und wieder geht? Welche Farben, welche Linien und Richtungen machen diese Bewegung aus? Je nachdem in welchem Winkel und in welcher Entfernung wir vor dem Gemälde stehen, sehen wir mal intensiv leuchtende Blautöne in abstrakten Schwüngen – und mal die anbrandende Welle selbst, ihre Dynamik, und die Sogwirkung, die entsteht, wenn das Wasser abläuft und sich vom Strand ins Meer zurückzieht. Es ist wie mit der Weite selbst: Scheinbar so wenig ist hier zu sehen, aber darin steckt Raum für so vieles.

„Strömen“ heißt ein anderes Bild von Martina Tams, das uns endgültig in die Abstraktion führt. Das ist doch keine Landschaft mehr? Meint der Titel hier nicht

einfach das Strömen der Farbe Rot, die intensiv leuchtend auf uns einstürzt? Aber je länger ich hinschau, desto unsicherer werde ich. Ist das nicht doch eine Wasseroberfläche, die ich da sehe, und die gestischen Pinselschwünge in Orange die aufschäumende Gischt? Könnte der Streifen rechts nicht eine Kaimauer sein? Und das oben im Bild sind doch eindeutig Wolken? Da nützen auch das durchdringende Rot und die wie mit einem Lineal gezogenen senkrechten Linien nichts – mein Herz will eine Landschaft sehen und findet eine Weite, die auf mich einströmt, aus der Farbe, aber auch aus meinen ganz persönlichen Erinnerungen an nordische Landschaften heraus. Abstraktion und Landschaft stehen hier nicht im Widerspruch zueinander, sondern formen gemeinsam einen „Klang“, wie ein anderes Gemälde von Martina Tams heißt, und dieser Klang ist harmonisch und vielstimmig zugleich.

Für das kleine Bild mit dem schönen Titel „Geerdet und weit“ – und ist das nicht ein großartiger Titel? Wenn Sie mich fragen würden, was ich mal werden möchte, wenn ich groß bin, dann würde ich antworten: „geerdet und weit“! – für dieses Bild gilt jedenfalls im besten Sinne das, was der Schriftsteller Peter Handke in dem Buch „Museum der Träume“ über die niederländischen Meister des 17. Jahrhunderts schreibt:

Das Weitegefühl wird noch einmal bestärkt durch eine Besonderheit der niederländischen Landschaften aus dem 17. Jahrhundert: Wie kleinformatig sie auch sind – sie fangen doch, mit ihren Wasserflächen, Dünenwegen und dunklen Laubständen (unter einem reichen Himmelsanteil), im Betrachten allmählich zu wachsen an. (Peter Handke, in: Museum der Träume, S. 104)

Probieren Sie das gleich mal aus, wenn Sie in der Ausstellung sind: Stellen Sie sich vor das kleine, nur 30 x 30 cm große Bild und schauen sie ihm beim Wachsen zu. Es funktioniert! Ein schmaler, gelber Streifen Land und ein mächtiger,

schwerer Wolkenhimmel auf kleiner Fläche, mehr ist es nicht, aber je länger Sie hinschauen, desto mehr dehnt sich die Landschaft aus – sie wächst und wächst, und ist auf einmal die ganze Welt. „So viel Sehnsucht auf so kleiner Fläche“ könnte man mit dem norwegischen Schriftsteller Karl Ove Knausgard auch sagen. Weite braucht nicht viel Platz. Oder doch, den braucht sie: aber in uns, den Betrachterinnen und Betrachtern. Nicht unbedingt auf der Leinwand. Hermine Overbeck-Rohte war ja auch so eine Meisterin der kleinen Fläche und konnte auf wenigen Quadratzentimetern die ganze Weite des Teufelsmoores vor uns hinzaubern. Wenn wir offen dafür sind, wenn wir vorbehaltlos schauen und unser Herz für diese Bilder öffnen, dann entsteht Weite. In den Bildern und in uns.

Weite! Wir atmen unwillkürlich tief durch, wenn wir dieses Wort hören oder sagen oder auch nur lesen. Es ist ein erleichtertes Aufatmen, so ähnlich wie: endlich! Endlich Weite! Nicht umsonst hat Martina Tams eines ihrer Bilder „Durchatmen“ genannt. Wir sehen einen See, dessen Wasseroberfläche den Himmel spiegelt, wir sehen die hohen Gräser am Ufer, die Wolken am Himmel, alles getaucht in ein mildes Licht. Und in der Tat: Wir können durchatmen, sobald wir dieses Bild sehen. Warum empfinden wir so? Und warum empfinden wir nicht das gleiche, wenn wir eine Bushaltestelle sehen oder ein Autobahnkreuz?

Weite schenkt uns das, was uns im Alltag am meisten fehlt: Raum und Zeit. Es ist zugleich das, was man mit Geld nicht kaufen kann. Manche der Bildtitel von Martina Tams und Lena Carstens benennen genau diese Dinge: Durchatmen. Still sein. Hoffnung.

Weite erinnert uns daran, dass es der Erde egal ist, wo wir Menschen völlig willkürlich unsere Grenzen ziehen. Wo wir andere Menschen an diesen Grenzen abweisen wollen, um zwischen mein und dein zu unterscheiden, und wo wir

Kriege führen, um diese Grenzen zu verschieben. Die Weite war vor den Grenzen da, und sie wird auch noch da sein, wenn es diese Grenzen nicht mehr gibt.

Vielleicht sollte uns das zu denken geben: Wir atmen nicht erleichtert auf, wenn wir das Wort „Grenze“ hören. Sollten wir nicht dem, was uns aufatmen lässt, einen höheren Wert zumessen, als dem, was uns einengt? Vielleicht ist es wichtiger, die Weite zu schützen anstatt Grenzen. Wäre das nicht ein schöner Beruf? Weiteschützer, statt Grenzschützer? „Wo arbeitest du? Beim Bundesweiteschutz.“ Klingt schön, oder?

Weite ist das, was wir einatmen, wenn wir am Meer stehen. Wenn wir uns frei fühlen. Und sie macht auch uns weit. Unseren Geist und unser Herz. Die Weite der Natur zeigt uns, dass unser Herz noch viel größer ist als wir dachten. Dass darin Raum ist für so vieles und so viele. Die Einzigartigkeit jedes Luftbläschens, jedes Steinchens und jedes Menschen hat darin Platz. Weite schenkt uns genug Raum, dass wir aufatmen können, wir alle zusammen.

Ich möchte Sie bitten: Nehmen Sie in dieser Ausstellung so viel Weite auf, wie Sie nur können. Und dann nehmen Sie sie mit in Ihr Leben, in Ihren Alltag. Nehmen Sie sie auch mit in die Wahlkabine am 23. Atmen sie tief durch, bevor Sie Ihr Kreuz setzen, und denken Sie daran, dass wir in einem Land leben möchten, das die Weite schützt. In dem Durchatmen möglich ist. Für uns alle.

Kunst schenkt uns so vieles. Schönheit. Vielfalt. Genuss. Freude. Und manchmal auch die Erinnerung an das, was uns im Leben wirklich wichtig ist. *Nichts Unwesentliches stört die Stimmung*, hat Fritz Overbeck vor mehr als 100 Jahren an seine Frau geschrieben. Und wissen Sie, wie der nächste Satz lautete? *Wir müssen unbedingt hier mal zusammen sein.*